

**Steiniger Weg zu einer deutschen Normalität**  
**Lektürenotizen zu Ulrich Herberts *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert* nebst der dringenden Empfehlung, diese selbst zu lesen**

Es war einmal ein tüchtiger junger Studienrat für Deutsch und Geschichte an einer großen Gesamtschule im Ruhrgebiet, der sich von seinen üblichen Dienstpflichten nie so recht ausgelastet fühlte. Eine Weile hat er wohl mit dem Gedanken gespielt, in der germanistischen Literaturwissenschaft zu promovieren; als er zu diesem Vorhaben nicht so recht ermuntert wurde, wandte er sich dem Fach Geschichte zu, dort besonders der jüngsten deutschen Geschichte, verfasste eine Doktorarbeit über die sogenannten „Fremdarbeiter“ in Hitlers Reich (die auch ins Englische übersetzt wurde), eine bahnbrechende biografisch-analytische Studie zur ‚Täterforschung‘ im Nationalsozialismus, eine „Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland“, und gab zahlreiche Sammel- und Dokumentenbände, meist wiederum zur Erforschung des Nationalsozialismus und des Holocaust heraus. Inzwischen war er Professor in Hamburg geworden, als Research Fellow längere Zeit in Tel Aviv gewesen und schließlich ehrenvoll an seinen alten Studienort Freiburg zurückgekehrt, wo er eine renommierte und forschungsstarke Historische Abteilung weiter verstärkte.

Heute ist Ulrich Herbert ebendort und immer noch Professor für Neuere und neueste Geschichte, ein national wie international hoch geschätzter (und auch wissenschaftspolitisch aktiver) Zeithistoriker – oder, in den Worten seines großen Kollegen Saul Friedländer, „einer der besten deutschen Historiker“ überhaupt. Im Sommer 2014 erschien nach langjähriger Arbeit seine 1500 Seiten starke „Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert“ bei C.H. Beck, dem führenden deutschen Verlag für historische Werke auf dem Niveau der aktuellen internationalen Forschung, die auch für Nichtfachleute lesbar, interessant und lehrreich sind.

\*\*\*

Ich selbst bin ja nun, was Ulrich Herbert dann doch nicht werden wollte – ein germanistischer Literaturwissenschaftler, und als solcher weder kompetent noch eitel genug, um sein umfang-, inhalts- und aspektreiches Buch im Detail und auf der Höhe der zeithistorischen Forschung zu rezensieren. Doch erlaube ich mir, einige Leseindrücke aus persönlicher Sicht (und aus der eines Nachbarfachs) festzuhalten – und eine ganz nachdrückliche Lektüreempfehlung auszusprechen, die ich auch und besonders an Studierende und jüngeren Kolleg/inn/en in den *German Studies* richten möchte.

In zahlreichen Gastsemestern an verschiedenen amerikanischen Universitäten habe ich zunehmend den Eindruck gewonnen, dass trotz der eminenten Forschungsarbeit hervorragender, auf ‚deutsche Fragen‘ spezialisierter Zeithistoriker/innen in den USA (aus eigener Bekanntschaft nenne ich stellvertretend nur Claudia Koonz, Christopher Browning und Konrad Jarausch) die zeithistorischen Kenntnisse auch der *graduate students* und *PhD candidates* im Fach *German* oftmals sehr ergänzungs- und differenzierungsbedürftig sind. Da ist noch einige Luft nach oben, wie man heute so sagt. Dafür mag es verschiedene Gründe geben, vermutlich auch die ausgeprägte Fokussierung der historischen und germanistischen Forschung und noch mehr des öffentlichen Diskurses in USA auf wenige Themenkomplexe wie den Nationalsozialismus (und dabei wieder auf den Holocaust), oder zeitweise auch (in geringerem, aber doch auffälligem Maße), auf die kurze Geschichte der DDR. Diese Vorlieben standen meiner Wahrnehmung nach in erstaunlichem Kontrast zum weit verbreiteten Desinteresse an der offenbar als langweilig empfunden Bundesrepublik. Daran konnte auch das eine oder andere herausragende Buch, wie etwa Jarauschs detailreiche, souveräne und bestens lesbare Studie „Die Wandlung“ von 2004 nichts Entscheidendes ändern.

\*\*\*

Was nun aber diesen gesamten Zeitraum angeht, so ist Ulrich Herberths „Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert“ als Fundament und Fundus einer vertieften Kenntnis der deutschen Wege und Irrwege, Krisen und Katastrophen, der vergeblichen wie der erfolgreichen Bemühungen um staatliche und soziale Normalität, derzeit ohne Konkurrenz. Gewiss, da sind fast 1300 Seiten Text (nebst Anhang) zu bewältigen, ein ordentliches Lektürepensum – aber die inhaltliche Abgrenzung und Strukturierung, die äußere Gliederung und ein sachlicher, mit Daten und Fakten gespickter, aber dennoch flüssiger Erzählton (in dem stets auch ein begrifflich reflektierender Unterton mitschwingt) machen die Mühe nicht nur lohnend, sondern streckenweise auch zum intellektuellen Genuss. Ich kann diese dringliche Empfehlung nicht besser bekräftigen als mit einigen Beobachtungen, die mir selbst die Lektüre interessant und teilweise geradezu spannend gemacht haben; und zwar fachlich wie persönlich: als Literaturwissenschaftler, der sich vor allem mit der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts befasst hat, aber auch als Zeitgenosse, der die zweite Jahrhunderthälfte mehr oder weniger bewusst miterlebt hat.

Die Historiker nehmen sich ja seit längerem schon die Freiheit, Dezimalsystem und Kalendarium zu korrigieren und besonders „lange“ oder „kurze“ Jahrhunderte auszurufen. Bei Herbert beginnt das 20. Jahrhundert um 1870, oder wenn man genauer hinsieht doch eher um 1890 (und endet ein wenig unentschlossen „etwa“ um 2000). Für den

Literaturhistoriker ist jedenfalls dieser Einsatz ebenso plausibel wie interdisziplinär praktikabel: Dass um 1890 ein enormer Modernisierungsschub (auch) das Deutsche Kaiserreich erfasste, ist inzwischen historisches Allgemeinwissen; und auch die Literatur, die sich im folgenden Jahrzehnt auf vorher nicht gekannte Weise von einem festen Epochenstil löst und sich inhaltlich wie formal ausdifferenziert, zeigt Resultate und Reflexe dieser Modernisierung, treibt sie mit ihren Mitteln voran oder versucht sie zu bremsen.

Dieser Einsatz um 1890 rückt Herberts Darstellung aber zugleich unter eine bestimmte grundsätzliche Fragestellung: Gelingt es, der sich nun durchsetzenden Industriegesellschaft eine dauerhafte, adäquate und lebenswerte Form in Wirtschaft und Politik, im Sozialen, Kulturellen und Privaten zu geben? Hierfür bieten, wie wir wissen, die folgenden Jahrzehnte mehr als anderswo (besonders) negatives und zum Glück dann auch positives Anschauungsmaterial. In Anlehnung an Herberts Einleitung kann man im Jahr 1942, also dem Einsatz des planmäßig durchgeführten Massenmords an den europäischen Juden, einen Tief- und Wendepunkt, eine Art ‚Achse des Bösen‘ sehen, die den Gang seiner Darstellung in zwei Hälften teilt: „Wie die Entwicklung in Deutschland von der wirtschaftlichen und kulturellen Blüte des Landes um die Jahrhundertwende zu diesem Tiefpunkt führen konnte, ist die eine Frage. Wie die Deutschen in den folgenden sechzig Jahren aus dieser Apokalypse herausfanden, die zweite.“ (S. 15)

Durchgängig bemüht sich Herbert um eine enge Verknüpfung von ökonomischen und politischen Prozessen und Ereignissen mit sozialen und mentalitätsgeschichtlichen wie auch mit kulturellen Entwicklungen und aussagekräftigen künstlerischen Trends. Bei alledem, das sei gesagt, bietet dieses Buch natürlich keine komplette und differenzierte Kulturgeschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert – aber Anschlussstellen für viele Themen und Fragestellungen, die uns als Literatur- und Kulturwissenschaftler/innen beschäftigen.

\*\*\*

In den durchweg positiven Kritiken der großen deutschen Zeitungen hat man Herberts Buch auch einmal „konventionell“ genannt. Was ist damit gemeint? Die Verbindung der genannten Gegenstandsebenen ist angesichts des heutigen Forschungsstandes wohl ‚alternativlos‘, die Gliederung in fünf Teile (1870 bis 1918, 1918 bis 1933, 1933 bis 1945, 1945 bis 1973, 1973 bis 2000) bis auf das etwas eigenwillige Wendedatum 1973 (Ölpreiskrise) weithin konsensfähig. Auffällig sind hingegen die unterschiedlichen Umfänge und Gewichtungen der Teile: So ist der Erste Weltkrieg vergleichsweise knapp, wenn auch präzise umrissen – das mag auch damit zusammenhängen, dass 2014 ein europaweites Gedenkjahr war und eine ganze Reihe gewichtiger Bücher zum Großen Krieg (von

Herfried Münkler, Christopher Clark oder auch vom Freiburger Kollegen Jörn Leonhard) fast gleichzeitig mit Herberts Buch erschienen sind. Aber schon an dieser Stelle macht es deutlich (das ist auch eine erzählerische Qualität), wie die einzelnen Phasen der „Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert“ ineinander greifen oder sich ineinander verhaken, ohne dass dies nun wieder als „Zwangsläufigkeit“ mythisiert oder mystifiziert werden müsste. Weder war, wie Herbert im Einklang mit den genannten Kollegen sagt, der Erste Weltkrieg unvermeidbar, noch war dies bei Hitlers Griff nach der Macht der Fall – stets waren verzerrte Wahrnehmungen, falsche Einschätzungen und Entscheidungen, schlechtes *timing*, gar unglückliche Zufälle im Spiel.

Die Weimarer Republik, auch dies hebt Herbert hervor, lässt sich nicht so einfach als Demokratie ohne Demokraten abtun – als erstes Modell eines modernen, demokratischen und sozialen deutschen Einheitsstaates ist sie auch heute noch von Belang – ein einziger großer Erinnerungsort gewissermaßen. Hier schließt Herbert wohl auch an die Thesen des früh verstorbenen Essener Historikers Detlev Peukert an, dessen Charakteristik der Weimarer Republik als Ausprägung und „Krisenjahre der Klassischen Moderne“ (1987) auch zahlreiche kultur-, literatur- und filmwissenschaftliche Studien inspiriert oder theoretisch unterfüttert hat. Dass Herbert im dritten Teil seines Buches, wo es um den Nationalsozialismus geht, über den Nationalsozialismus aus dem Fundus seiner eigenen Forschung schöpfen kann, überrascht am wenigsten. Das „Kapitel 9: Deutschland um 1942: Völkermord und Volksgemeinschaft“ markiert in der Verknüpfung exemplarischer Schicksale, bürokratischer Planung und quasi-industriellem Vollzug des Massenmords nach Meinung mehrerer Kritiker einen erzählerischen Höhepunkt; mit dem nachfolgenden Kapitel „Der Untergang“ ist dann auch die Mitte oder der schon erwähnte ‚Wendepunkt‘ des Buches erreicht.

Zwei umfangreiche Schlussteile sind demnach der Zeit von 1945 bis zur Gegenwart gewidmet. Die Erzählung wird also breiter und (noch) detailreicher, das Erzähltempo, narratologisch gesprochen, langsamer. Das führt zu gelegentlichen Längen, vielleicht auch zu Ermüdungserscheinungen bei der Lektüre, ist grundsätzlich aber als eine Aufwertung des geschichtlichen Weges zu lesen, der die Nachkriegsdeutschen von den „furchtbarsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte“ zu „politischer Stabilität, zu Freiheit und Wohlstand“ führt, wie sie 1945 zunächst „völlig unerreichbar schienen“ (S. 15). Es geht, mit anderen Worten, um die Sehnsucht und das Streben nach einer „neuen Normalität“, wie der Kritiker der *Süddeutschen Zeitung* in Anschluss an Herberts eigene Formulierung sagt. Inhaltlich heißt dies, dass zunächst vorrangig die Entwicklung der (alten) Bundesrepublik –

eines Erfolgsmodells aus Verlegenheit – nachgezeichnet wird: ihr Weg nach Westen, ihr ökonomischer Aufschwung, aber auch ihr demokratisches Selbsterziehungsprogramm über viele Widerstände und einige Verirrungen hinweg.

\*\*\*

Die Geschichte der DDR ist bei Herbert nicht nur eine „Fußnote der Geschichte“ (wie Ulrich Wehler, prominentester Vertreter der vorhergehenden Historikergeneration, provokativ formulierte), aber sie gewinnt in seiner Darstellung auch keinen übermäßigen Eigenwert. Verschiedene Abschnitte der Entwicklung ‚im Osten‘ werden parallelisierend und zugleich kontrastiv unter die ‚westlichen‘ Kapitel gemischt – eine gute Entscheidung, weil sie das Moment der deutschen Teilung bzw. der Systemkonkurrenz im Bewusstsein hält: solange sie eben bestand. Der erste und einzige sozialistische Staat auf deutschem Boden erscheint so als ein groß angelegtes, aber aufgrund innerer Widersprüche zum Scheitern verurteiltes Experiment – ohne dass tiefgreifende strukturelle Missstände oder menschenfeindliche Maßnahmen der SED-Führung in irgendeiner Weise ignoriert oder verharmlost würde. Bei aller gebotenen Sachlichkeit, wohl auch dem Temperament des Verfassers entsprechend, ist seine Darstellung der DDR jedenfalls völlig ungeeignet für jene Romantisierung aus der Ferne, die in so mancher amerikanischen Studie durchscheint.

Was nun die Geschichte Westdeutschlands angeht, so habe ich besonders die Kapitel mit Gewinn (und wie ich gern zugebe, als Bestätigung eigener Auffassungen) gelesen, in denen die politische, soziale, kulturelle und mentale Entwicklung der 1960er Jahre beschrieben und analysiert wird, also der Übergang von Wirtschaftswunder, Kaltem Krieg und stockkonservativer Gesellschaftspolitik zu Studentenbewegung, sozialliberaler Reform- und Ostpolitik wie auch zu den ersten, noch mühsamen Anfängen einer neuen Vergangenheitspolitik im Blick auf Nationalsozialismus, Weltkrieg und Holocaust (der damals noch nicht so hieß). Wichtig und aus persönlicher Sicht zutreffend erscheinen mir dabei zwei Aspekte: Erstens, dass nicht erst „Achtundsechzig“ solche Veränderungen gebracht hat, sondern dass es seit Ausgang der 1950er Jahre einen Vorlauf auf verschiedenen Ebenen gab, der die Selbstgewissheit und Selbstgerechtigkeit der Adenauer-Ära untergraben hat und brüchig werden ließ. Das hat Herbert, wenn ich nicht irre, bereits 2001 in einem Artikel für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* dargelegt (den ich aber nicht mehr finde). Zu jenem Vorlauf gehörten jedenfalls neben politischen *events* wie der *Spiegel*-Krise und dem halbwegs erzwungenen Rücktritt des Gründungskanzlers Konrad Adenauer (mit dessen Figur, bei allen Verdiensten, immer noch das Kaiserreich in die Nachkriegszeit hineinragte) eben auch, in den Jahren 1963/64 die ersten

Studentendemonstrationen gegen den „Bildungsnotstand“, der Auschwitz-Prozess in Frankfurt oder die erste von mehreren Debatten über die Verjährung von NS-Verbrechen im Deutschen Bundestag; auf privater Ebene aber auch die allmähliche Lockerung oder Befreiung von antiquierten und repressiven gesetzlichen Regelungen, Familienstrukturen und Beziehungsmustern, nicht zufällig parallel zur Faszination und Durchsetzung einer neuen, überwiegend angloamerikanisch geprägten Jugend- und Popularkultur. Gerade in dieser Phase, das merkt natürlich auch Herbert an, und der germanistische Leser kann ihn darin nur bestärken, haben nun auch die Literaten mit ihren Werken wie mit ihrem politischen Engagement wesentlich zur demokratischen Zivilisierung der immer noch halb obrigkeitsstaatlichen frühen Bundesrepublik beigetragen, bis hin zur – mindestens rhetorischen – Selbstermächtigung als politische Ersatzopposition. Es ist aber auch bekannt, dass die Literatur, insbesondere die tonangebende „Gruppe 47“, diese politische Funktion am Ende der 1960er Jahre verloren hat, und zwar zunächst an die protestierenden Studenten, und sie nie mehr zurückgewann.

Was nun, zweitens, die Studentenbewegung selbst, das legendäre „Achtundsechzig“ angeht, so ist auch hier Differenzierung angebracht, ja nötig – gerade weil eine Reduktion dieses vielschichtigen und in sich widersprüchlichen Prozesses auf wenige spektakuläre Ereignisse und die katastrophale Nachwirkung im linken Terrorismus der 1970er Jahre so nahe liegt. Und das gilt nicht nur für räumlich und zeitlich distanzierte Beobachter in den USA, sondern auch für diesen oder jenen Berliner Aktivistin von einst, der dort nun als Gastdozent oder reisender Dichter rigoros verdammt, was er einstmals angebetet hatte. Ulrich Herbert seinerseits betont nochmals die an sich wohlbekannte Tatsache, wie viel die westdeutsche Studentenbewegung den amerikanischen Impulsen verdankt, und zeichnet die unerwartet tiefen und nachhaltigen soziokulturellen Folgen (Veränderungen, ‚Reformen‘) einer Protestbewegung nach, die sich selbst als politische Revolution gründlich missverstanden hatte.

Herbert beendet, wie eingangs erwähnt, ‚sein‘ 20. Jahrhundert ohne jeden Überraschungseffekt recht pünktlich um oder kurz nach 2000 – mit einigen Stichworten freilich, die ins neue Millennium verweisen: *Nine-eleven*, der Euro, Agenda 2010, Lehman Brothers und – ja, auch: Angela Merkel. Das ist sachlich wie erzählstrategisch plausibel – ein historischer Prozess, der faktisch bis an die Gegenwart herangeführt wird, der von Konstellationen, Strategien und Dynamiken, und vielleicht auch von Personen abhängig ist, deren Wirkungen noch kaum absehbar sind, kann wohl nur mit einem „offenen Schluss“ enden. Künftig zu erwartende „Gefährdungen“ schreibt Herbert abschließend, werden wohl „überwiegend nicht aus den inneren Spannungen und Widersprüchen

dieses Landes“, sondern eher „aus den internationalen Konstellationen entstehen, in die Deutschland eingebunden ist“ (S. 1251). Das leuchtet auch aktuell ein – und dennoch gilt: Die Etablierung eines einigermaßen krisenfesten Industrie- und Wohlfahrtsstaates und einer gefestigten Toleranzgesellschaft ist in Deutschland wie anderswo eine Daueraufgabe. Auch daran erinnern uns Tag für Tag die neuesten Nachrichten; und an außen- wie innenpolitischen Herausforderungen – dafür muss man weder Prophet noch Historiker, sondern höchstens Zeitungsleser sein – wird es auch künftig nicht mangeln.

\*\*\*

Meinen persönlichen Rückblick auf Ulrich Herberts ereignisreiche, aber keineswegs gedankenarme historische Erzählung möchte ich mit der Äußerung seines britischen Kollegen Timothy Garton Ash abrunden. Der Zeithistoriker aus Oxford und herausragende Europakenner hat sie aus Anlass des Filmes „Das Leben der Anderen“ von Florian Henckel von Donnersmarck (2006) notiert, der ja im angloamerikanischen Raum besonders erfolgreich war und intensiv diskutiert wurde. Eine ausführliche Filmkritik in der *New York Review of Books* vom 31. 5. 2007 gab ihm auch Anlass zu einer Bemerkung über den Weg der Deutschen im 20. Jahrhundert, die – so meine ich – auch als Motto oder Lektürehinweis für Herberts Buch dienen könnte. „The Germany in which this film was produced, in the early years of the twenty-first century,” so schreibt er dort, “is one of the most free and civilized countries on earth. In this Germany, human rights and civil liberties are today more jealously and effectively protected than (it pains me so say) in traditional homelands of liberty such as Britain and the United States. In this good land, the professionalism of its historians, the investigative skills of its journalists, the seriousness of its parliamentarians, the generosity of its funders, the idealism of its priests and moralists, the creative genius of its writers, and, yes, the brilliance of its filmmakers have all combined to cement in the world’s imagination the most indelible association of Germany with evil. Yet without these efforts, Germany would never have become such a good land. In all the annals of human culture, has there ever been a more paradoxical achievement?”

Ich würde mir wünschen, dass auch im Rahmen der *German Studies* diese Einschätzung und die mit ihre verbundenen Aspekte und Themen stärker beachtet und zur Diskussion gestellt würden als es – meiner Erfahrung nach – bisher geschieht. Wenn Garton Ashs Loblied auf die zivilisatorischen Errungenschaften oder Leistungen der Nachkriegsdeutschen auch nur halbwegs zutreffen sollten, so ist allerdings auch daran zu erinnern, dass sie wichtige Impulse und einen Großteil dieser Errungenschaften ihren/unseren britischen und amerikanischen „Besatzern“ von einst verdanken. Die Soldaten und Offiziere, Politiker,

Wissenschaftler und Publizisten von ehemals sind zum allergrößten Teil nicht mehr unter uns; es wäre aber angebracht, wenn nicht nur wir Deutsche, sondern auch ihre Nachkommen in der dritten oder vierten Generation sich ihrer Verdienste erinnern würden – und sei es in einem so bescheidenen Rahmen wie den *German Studies*. Ulrich Herberts „Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert“ lädt auch dazu ein – auf ebenso gelehrte wie leserfreundliche Weise.

JOCHEN VOGT  
*Universität Duisburg-Essen*

**Ulrich Herbert: Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert.  
München: C.H. Beck 2014, 1451 S., € 39,95.**